



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literaturblatt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine Menge eben so wichtiger Folgerungen angesammelt. Bei jeder Gattung der Industrie ist der dafür passendste Modus des Zolls angegeben. So ist bei der Eisenindustrie vorzugsweise auf die Theorie des Freihandels und des Schutzzolls praktisch Rücksicht genommen; bei der Baumwollenindustrie auf das System der Rückzölle.

Der Anhang enthält eine Reihe von Aktenstücken, welche die österreichisch-deutsche Zolleinigung betreffen, — darunter die sehr interessanten Denkschriften der böhmischen Industriellen — weniger bekannte aber wichtige und interessante Verordnungen und Statuten über Hafen und Bankwesen, die wichtigen Schildhalter industrieller Thätigkeit.

Der Gesamteindruck, den man von dem 28 Bogen starken Werke empfängt, ist ein anregender. Das Buch ist praktisch und nützlich, und die Behandlung gibt, abgesehen von den zahlreichen Daten, die Gewissheit, daß dem Verfasser gute Beobachtungen und das ehrliche Streben, sich über die größten Fragen unserer nächsten Zukunft klar zu werden, zur Seite stehen.

Ein Wiener.

L i t e r a t u r b l a t t.

Memoiren von Georg Alapka (April bis October 1849). Mit einer Einleitung, einem Anhang, die historischen Aktenstücke enthaltend, dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Ungarn und dem Plane des Kriegsschauplatzes um Komorn. Leipzig, Otto Wigand 1850. — Die männlichen wohlwollenden Züge des ungarischen Generals nehmen schon auf der ersten Seite für das Buch ein, und der militärische Leser wird seine Erwartung nicht getäuscht fühlen. Mit Ruhe, Klarheit und Gewissenhaftigkeit stellt Alapka den Theil des verhängnißvollen Feldzugs dar, bei welchem er selbst als Commandeur bethätigt war, die Gegensätze Görgey und Kossuth, die kritischen Verhältnisse zwischen den ungarischen Befehlshabern, die militärischen Operationen, die Situation der Festung Komorn. Ueberall sieht man außer dem militärischen Talent den gewissenhaften, gemäßigten Beobachter, den warmen Patrioten. Das Werk hat als Quelle und Autorität einen bleibenden Werth für die Geschichte der letzten Jahre. — Es ist beruhigend für das menschliche Gefühl, daß in dem furchtbaren Ausgang jener großen historischen Episode von dem Verhängniß gerade das Haupt dieses Führers frei geblieben ist, der einer der besten und schuldlosesten war, dessen Stern gerade in dem Moment am hellsten glänzte, wo in andern Gegenden alles verloren ging. Mit dem Gefühl bis zum letzten Augenblick seine Pflicht gethan und der zwingenden Noth mit mannhafter Ueberlegung nachgegeben zu haben, ging er in die Verbannung. Wohl concentriren sich jetzt allerlei sanguinische Hoffnungen auf seiner Persönlichkeit; Kossuth erscheint wie ein gebrochener Mann, die, welche Moslemim geworden sind, haben doch eine Schranke zwischen sich und ihrer Heimath aufgebaut; er und wenige seiner Gefährten leben für Ungarn allein. Und wie auch die Zukunft dieses Landes sich gestalten möge, das eine hoffen wir, daß auf die Dauer nicht die besten Söhne ihres Vaterlandes von der Theilnahme an seinem Leben getrennt bleiben, wie abgeschnittene Zweige, welche in der Ferne verdorren. Ist doch für den Ungarn das Leben in der Fremde unendlich viel schwerer, als für den Deutschen, den Engländer und Franzosen. Die Kinder dieser Völker haben fast sämmtlich Theil an einzelnen virtuoson Eigenthümlichkeiten ihrer nationalen Bildung, welche ihnen

in der Fremde das Leben sichern. Sie vermögen etwas in Handel, Industrie, Wissenschaft, der gebildete Deutsche wird Lehrer oder so etwas Aehnliches, was soll der ungarische Offizier im Ausland werden? Seine Bildung in der Heimath war zuerst eine genaue Kenntniß seiner Verfassung, dann eine adlige Haltung, wie sie der Mensch erhält, der unter seiner Umgebung hervorragt und der in dem großen politischen Kampf der Rednerbühne und zuletzt des Heerlagers aufgewachsen ist, zuletzt einige Kenntniß der deutschen und englischen Sprache und Literatur. War er auch in seiner Heimath ein geachteter Mann der Wissenschaft — er hat keine Aussicht, als solcher bei uns eine Stellung zu erwerben; war er Landwirth — der ungarische Betrieb der Landwirthschaft ist nach unserm Maßstab ein sehr ungenügender; selbst als Kaufmann, was der Ungar nur selten ist, fehlt ihm Kenntniß der complicirten Formen unseres Handels. Es bleibt ihm geringe oder keine Möglichkeit in der Fremde sich sein Brod zu verdienen. Und manches edle Herz wird in bitterer Armuth brechen, in Hunger, Elend und dem melancholischen Stolz, welcher den Ungarn charakterisirt. Auch Jene, die nach Amerika gegangen sind, sie werden jetzt Rosse hüten, was in Ungarn ihre Ezikose thaten, oder die Sichel führen, was in Ungarn ihre eigenen Bauern durch slovakische Arbeiter thun ließen. Es ist ein sehr hartes Geschick, welches auf den Verbannten liegt, aber das härteste von Allem ist, daß ihnen ihre eigene Heimath, um welche sie leiden, im Laufe der Jahre fremd wird. Selbst für Kossuth und für Klapka liegt hierin die größte Gefahr. Nicht die Liebe nimmt ab, aber das Verständniß.

Wir theilen als Probe aus den Memoiren eine kurze Stelle mit, nicht weil wir gerade auf diese ein besonderes Gewicht legen, sonderu weil sie früher einmal von anderer Feder in diesem Blatt erwähnt wurde. Es ist jener geheimnißvolle Mordversuch auf Klapka in Komorn. — Verworfenen Subjecte giebt es überall, und in allen Zeiten großer Aufregung sind ähnliche Dinge vorgekommen; möglich, daß der Bandit sich von seiner Unthat eine große Belohnung versprach; daß er aber von irgend einer bedeutenden Person ausgeschickt worden sei, darf man nicht glauben, so lange man nicht unwiderlegliche Beweise hat.

Am 17. September meldete man mir, daß seit einiger Zeit ein Mann von verdächtigem Aeußern in der Stadt herumschleiche, sich angelegentlich um meine Person und mein tägliches Thun erkundige, und da ihm die gehörigen Papiere mangelten, verhaftet worden sei. Bei Gelegenheit seiner Festnehmung habe er verlangt, mir vorgeführt zu werden, da er mir Enthüllungen von der höchsten Wichtigkeit unter vier Augen zu machen habe. Ich befahl, ihn vorzuführen. Nie war mir ein scheußlicheres Galgengeßicht vorgekommen; einäugig, mit herabhängender Lippe und das Gesicht voller Narben. Der Mann, der sich Fejérbegys (Weissenberger) nannte und für einen Amerikaner ausgab, ward verwirrt bei meinen barschen Fragen und stotterte einige unzusammenhängende Sätze; er blickte endlich im Zimmer umher und bat mich, den anwesenden Ordonnanz-offizier zu entfernen, damit er seine wichtige Mittheilung beginnen könne. Seiner Aussage nach wollte er sich zu Kossuth verfügen, da er ihn jedoch nicht mehr zu Orsova fand, sei er umgekehrt und in der Absicht nach Komorn gekommen, mir das für Kossuth bestimmte Geheimniß anzuvertrauen. Da er auf meine ferneren Fragen mit der Sprache nicht heraus wollte, auch seine zunehmende Verlegenheit und verwirrten Aeußerungen immer verdächtiger wurden, konnte ich über seine Absicht nicht länger im Zweifel bleiben, ließ ihn in Gewahrsam bringen und untersuchen. Man fand bei ihm einen ab-

genutzten Dolch, der wohl schon bei andern Gelegenheiten Dienste geleistet haben mochte, und mehrere in seine Kleider eingenähte Papiere, worunter ein Paß und zugleich Schutzbrief aus dem Hauptquartier Haynau's, unterzeichnet von dem Obristen Grafen Hoyos, in welchem allen k. k. Behörden aufgetragen wurde, dem Fejérbegyes amtliche Assistenz zu leisten, indem derselbe zur Haftmachung Kossuths ausgesendet sei. — Elende Finte! — Ein zweites Schreiben war eine dienstliche Empfehlung eines Wiener Polizeibeamten, der den Vorweiser als ein sehr brauchbares, vertrautes Individuum bezeichnete. Da es klar am Tage lag, daß dieser Mensch zur Ermordung Kossuths gedungen war, übergab ich ihn dem Standgerichte, das ihn nach kurzem Verhöre, in welchem er sich zwar zum Spion bekannte, im Uebrigen jedoch beim Leugnen blieb, zum Tode verurtheilte und noch am selben Tage erschießen ließ. Auf dem letzten Gange erst, als ihm jede Hoffnung auf Gnade schwand, ward er von Neue überwältigt und gestand dem ihn begleitenden Priester M. seine Absicht mich zu ermorden. Am nächsten Tage hinterbrachte mir der Geistliche dieses Geständniß, welches der Delinquent ihm mit der Bitte gemacht, meine Vergebung zu erbitten. Er ließ mich noch vor seinem Kameraden warnen, der zwar jetzt in Pesth krank zurückgeblieben, bald aber in der nämlichen Absicht, als Husar der Görgey'schen Armee verkleidet, nach Komorn kommen würde. Seine übrigen Geständnisse erfuhr ich nicht, sie blieben ein Geheimniß der Beichte; daß sie aber Schauer erregend sein mußten, bewies der tief erschütterte Seelenzustand des sonst ruhigen Geistlichen, der diesem Bösewicht den letzten Trost beizubringen versucht hatte. — Sämmtliche Offiziere meiner Umgebung, die noch vorhandenen Untersuchungsacten, der Auditor und die Mitglieder des Standgerichtes, vor Allem aber der erwähnte Geistliche können diese Erzählung ergänzen und bestätigen.

Die Winter-Campagne des Graf Schlik'schen Armeecorps 1848 — 1849 geschildert von Franz Kocziczka, Oberleutnant im zehnten Infanterie-Regiment. Der Reinertrag ist der Radeky-Stiftung gewidmet. Olmütz, 1850. Wieder eine militärische Denkschrift, wieder das Portrait eines glücklichen Generals aus dem ungarischen Kriege am Anfange. Diesmal ist es ein Oesterreicher, dessen Thaten beschrieben werden, der tapferere Schlik, sein Feldzug und sein Corps. Hier mögen die beiden Bücher neben einander stehen, weil sie neben einander betrachtet merkwürdige Gegensätze bilden. Bei Klapka die Haltung eines Feldherrn, überall Ueberblick, kurzes Zusammenziehen der Hauptmomente, kluge und kaltblütige Fassung des Commandirenden, hier die Wärme, Leidenschaftlichkeit, das Detail und Kleinleben eines Subalternoffiziers, dort ein Ungar, welcher deutsch schreibt, hier ein Böhme (wenigstens der Name klingt so), dessen Stil und Gesinnung spezifisch österreichisch ist; — beide Bücher aber stellen die Unternehmungen zweier glücklichen Feldherrn dar, und auch Schlik ist unter den Generälen der kaiserlichen Armee eine der hellsten und liebenswürdigsten Gestalten, ein edler Mann und ein großes militärisches Talent.

Auf jeder Seite zeigt das Buch den militärischen Enthusiasmus der kaiserlichen Armee, und das ist gut und löblich. Denn wie man auch über die politische Verwendung eines Heeres urtheilen mag, der Corpsgeist in demselben, das frohe Selbstgefühl, das Behagen in brüderlicher Genossenschaft und das hingebende Vertrauen an das Talent des Führers, sind in jeder Armee die nothwendigen Grundlagen für ein glückliches Auftreten derselben und an sich unter allen Umständen erfreulich. Es kann keiner ein guter Soldat sein, wenn er nicht sich und sein Corps für besser, stärker und siegreicher

hält als den Feind; und erst der Glaube an das Vertrauen macht stark. Allerdings liegt etwas Komisches darin, wenn zwei solche Selbstgefühle einander gegenüber stehen. Als einst ein wackerer preussischer Unteroffizier den Recensenten mit andern Recruten in die Geheimnisse des Dienstes einweichte, war eine Hauptlehre, die er uns einprägte, der bekannte Lehrsatz, daß ein ordentlicher Infanterist mit zwei Kavalleristen unter allen Umständen fertig werden müßte. Die Sache war gar nicht zu bezweifeln. Auf kurze Distanz schießt man den Ersten nieder, springt schnell zur Seite, parirt mit den Bajonnett den Hieb des Zweiten und sticht ihn dann gemüthlich vom Pferde, worauf man dem Ersten noch, wenn sich die Sache der Mühe belohnt, mit dem Kolben den Garaus machen kann. Die Sache leuchtete uns sehr ein, und wir brannten jeder vor Begier unsere Schuldigkeit an den zwei Kavalleristen zu thun. Natürlich wurde aber in der Kavalleriecaserne den Recruten ebenso eingepägt, daß jeder Kavallerist ein Esel sei, wenn er nicht seinerseits zwei Infanteristen beseitigt. Wenn wir nun einmal zusammentrafen, Infanterie und Kavallerie, Musketen und Ballasche, so verfielen wir beiderseits in ein tiefes Sinnen, und fingen an, einander betrübt vorzurechnen, daß wir kaum im Stande sein würden, unsere verschuldete Schuldigkeit gegen einander zu thun. Denn jede Abtheilung von uns war genöthigt zu verlangen, daß die Kavalleristen doppelt so viel Mannschaft hatten als wir, und die Kavallerie mußte nach ihren Grundsätzen ganz dasselbe fordern, und so war es gar nicht möglich, uns in ein Verhältniß gegeneinander zu stellen, welches den beiderseitigen Grundsätzen entsprach, und beiden Theilen möglich machte, sich als etwas Besseres, denn als Esel zu erweisen und den Unteroffizier zu befriedigen. Es blieb etwas Irrationales in der Rechnung, und nur eins war uns deutlich, daß der Zusammenstoß zu einer scheußlichen Mekelei führen würde. — In dem Corpsgeist einer Armee ist immer etwas ähnliches Irrationales, der Soldat muß seinen Gegner für schwächer halten, als er selbst ist, und es ist deshalb auch so ziemlich in der Ordnung, wenn er sich ihn schlecht macht, und Lächerliches und Unwürdiges von ihm zu glauben und zu erzählen geneigt ist. Wer aber über einen Feldzug schreibt, darf nicht in eine gleiche Schwäche verfallen. Und das ist dem Verfasser sehr oft begegnet. Er ist zu eifrig bemüht, der Bravour des österreichischen Heeres die Desorganisation, Feigheit und Unsicherheit der Feinde gegenüber zu stellen. Das verräth nicht nur eine gewisse geistige Befangenheit, es ist auch für die Wirkung des Buches und woran ihm mehr liegen muß, für den Ruhm seines wackern Feldherrn nachtheilig. Denn wenn die Ungarn in der That so schwach und schlecht waren, wie er sie zu schildern bemüht ist, so geht ja ein großer Theil des Verdienstes, welches sein Corps und sein Feldherr hat, verloren. Graf Schlik selbst denkt so von seinen Gegnern nicht, und die wirklich genaue und sorgfältige Arbeit, welche mit viel Liebe und Fleiß gemacht ist, erhält durch diese Gehässigkeit, mit welcher die Gegner betrachtet werden, einen Anstrich von kleinlicher Parteigefinnung, welcher auch das Vertrauen auf ihre Details verringert. Wir meinen, einem braven Soldaten müßte es nicht schwer werden, seinem Feinde gern und reichlich Lob zu spenden. Woher kommt es, daß, namentlich unter den jüngern Offizieren der kaiserlichen Armee, eine solche Bitterkeit des Hasses gegen die magyarische Partei herrscht, daß man in den Gesellschaften der Offiziere so bruske und rohe Aeußerungen zu thun beflissen ist. Wenigstens bei dem Corps, welches Graf Schlik geführt hat, ist ein solches Renommiren über die Besiegten nicht nöthig, denn gerade dies Corps hat am meisten Anspruch auf das männliche schonende Selbstgefühl, welches den glücklichen Krieger mild und human im Urtheil über den Besiegten zu machen pflegt.

Aus dem Ende des Buches ein kurzes Portrait des Feldherrn:

Graf Schlik ist eine der angenehmsten persönlichen Erscheinungen. Seine hohe Gestalt, sein trotz seiner 60 Jahre noch jugendlich kräftiges Aussehen, der schwarze Schnurrbart unter der fein geformten Nase, seine leichte elegante Haltung zu Fuß wie zu Pferd, endlich die charakteristische schwarze Binde über dem verlorenen rechten Auge machen schon auf den ersten Blick einen ungewöhnlichen Eindruck, und wenn dieser imponirend genannt werden muß, so ist sein freundliches Wesen, seine Zuborkommenheit schnell Vertrauen erweckend. Die Herzensgüte, die aus Allem hervorleuchtet, was er thut und spricht, gewinnt ihm die Liebe Aller, die sich ihm nahen, so wie seine Festigkeit und Gerechtigkeit sich bei Freund und Feind Achtung erwirbt. Nach der Einnahme von Raab, als der General auf die Pukta St. János kam, wo Tags zuvor der Insurgentenführer Klapka übernachtet hatte, wurde ihm von dem Eigenthümer im Auftrage Klapka's ausgerichtet: es freue ihn, daß Schlik der Mann sei, welcher ihm die Schlappe bei Raab beigebracht, und er hoffe ihm noch öfters gegenüber zu stehen. Durch seine stete Fürsorge für die Bedürfnisse seiner Untergebenen, durch seine Theilnahme an ihren Freuden und Leiden ist er das Idol der Truppen; erscheint er unter ihnen, bricht tausendstimmiger Jubel aus, der nicht endet, bis er sich entfernt. „Vater Schlik soll leben!“ rufen Offiziere und Soldaten und schwingen auf den Bajonetten den Csako. Besonders laut ertönt der Jubel nach einem Kampfe, wenn der Feldherr die Reihen entlang reitet und an die Mannschaft freundliche, anerkennende und nach Umständen tröstende Worte richtet, die, einfach aber berecht, den Mann verrathen, der vom Herzen zum Herzen spricht. In seinem Hauptquartier, inmitten seiner Offiziere, die das bis zum Luxus gastfreundliche Haus des Feldherrn füllen, ist er ein munterer, lebenslustiger Gesellschafter, der den launigen Scherz und die Sprühsfunken des Witzes liebt, und mehr von seinen Abenteuern auf dem Gebiet der Galanterie, als von seinen Thaten auf dem Schlachtfelde spricht. Er ist ein Mann, der nichts von der Minute ausschlägt, und der vom Glück in Schlachten und Liebesabenteuern stets begünstigter war, als im Würfelspiel um Gold, das er mit vollen Händen austreut.

Als Feldherr zeichnet ihn jener rasche und sichere Blick aus, der schnell die Verhältnisse durchschaut und für den jeweiligen Fall auch sogleich die rechten Mittel zu finden weiß. Diesem angeborenen intuitiven Blick nicht minder wie seiner kaltblütigen Unererschrockenheit, so wie dem feurigen Muth, mit dem er seine Truppen aneifernd voran in's Feuer geht, hat er großentheils seine glücklichen Erfolge zu verdanken; denn mehr Praktiker als Theoretiker entscheidet er nach den Verhältnissen des Augenblicks und richtet sich nach ihnen; darum ist er der Mann der raschen That, überall selbst wirkend, mehr handelnd als befehlend, mehr Blücher als Gneisenau.

Skizzen aus Ireland (v. B. A. Huber) Berlin. Wilhelm Herz, 1850. Eine Sammlung von Bildern und Charakterzügen aus dem irischen Volksleben, welche der bekannte Verfasser aus schätzbaren englischen Werken (Ireland, its scenery, character etc. by Mr. and Mrs. Hall, London 1843. III voll. und Ireland and its rulers, London 1844, III voll.) ausgezogen und übertragen hat. Sein Verdienst ist die Auswahl und die Form der Uebertragung. Gegen die erstere ist nichts einzuwenden. Wenn es ihm nicht darauf ankam, ein relativ vollständiges Bild von allen charakteristischen Seiten des irischen Lebens zu geben, so stand ihm ziemlich frei, solche Seiten auszusuchen, welche

ihm am meisten behagten, sobald es ihm nur gelang, den Leser zu unterhalten. Und so hat er sich vorzugsweise an die Raivetät, und den burlesken Humor der „Smaragdinsel“ gehalten, und nicht verfehlt auch bei herben Stoffen ein versöhnendes und beruhigendes Moment aufzufinden. Das Buch ist der Königin von Preußen gewidmet, hat also die Aufgabe, vor milden und frommen Frauenaugen Gnade zu finden. Die Uebertragung ist geschickt, wie sich erwarten läßt, nur stimmt zuweilen ein Ton von gebildeter Sentimentalität, den die Reden der auftretenden Irene haben, nicht ganz zu den übrigen Strichen der Bilder. Es ist Verdacht vorhanden, daß diese sanfte Zuthat auf Rechnung des Bearbeiters als eines feinen Mannes kommt. In der Vorrede sagt er, daß das Buch im Dienst der sogenannten innern Mission geschrieben sei. Die Grenzboten wissen nicht, was die innere Mission ist, und liegt ihnen auch nichts daran. Aber diese Frommen können so wenig lassen, mit ihren frommen Angelegenheiten zu renommiren, wie junge Studenten mit ihren Corpsbändern. Uebrigens wünschen wir nicht, daß die innere Mission bei Heiden und Weltkindern ein Vorurtheil gegen das Buch erwecke; es ist eine interessante, hübsche und belehrende Lectüre und Jungen wie Alten unter unserm Lesepublicum sehr zu empfehlen. Eine kleine Probe der Darstellung: wie ein blinder irischer Sackpfeifer von der Sängerin Catalani vernimmt und nach Dublin reist, sie zu hören. Rory Oge, der Pfeifer, erzählt selbst:

„Am folgenden Abend waren wir in Dublin; die Dubliner waren aber so toll hinter der fremden Sängerin her, als sie es jezt hinter den ekelhaften kreischenden Blechkerlen sind. (Der Dudelsackpfeifer haßt die neue Mode der Blechinstrumente.) Bei der Hand des O Sullivan — sie haben doch nicht mehr eigentliche Musik in sich, als ein Zug von Müllereseln! — — — Also — ich denke in meinem Sinn: „Da du doch ein geborner Musikus bist, und alle deine Vorfahren vor dir, diese letzten hundert Jahre wenigstens, so kannst du, um der Ehre des Landes willen, ihr gar wohl deinen Besuch machen, obgleich sie nur eine Fremde ist.“ Die Wahrheit ist, ich schämte mich in Grund der Seele hinein, von wegen der Burschen, die sie da um sich hatte, und die ihr gar und ganz keinen Begriff von der wahren Musik unseres armen, alten Irelands geben konnten mit ihrem Blech und ihrem Gekreisch alle Abend, die Gott werden ließ, dort in dem großen Theater. — Also gut — ich mache meine Pfeife rein und sehe sie nach, daß Alles in Ordnung, und mir und meinem Jungen die besten Kleider auf den Leib. Und so schick' ich der fremden Dame meine Karte hinauf, und daß Ihrs genau wißt, ich schrieb meinen Namen auf Carreau Als: „Rory Oge, der Pfeifer von ganz Ireland und Sr. Majestät des Königs, wird sich eine Ehre draus machen, Madame Katherlany in die Schönheiten der irischen Musik einzuführen.“ Ihr seht, Freunde, die Ehre von Altireland und seine Musik gab mir Muth ins Herz, und so schritt ich die Treppe hinauf und stracks ins erste Zimmer, so fest wie ein Schafbock, und ehe sie ein Wort sagen konnte, trug ich ihr vier Verse vor, die ich selber zu ihrem Lobe gemacht hatte. Oho, Ihr Mädchen dort, Ihr mögt immerhin zusammen kichern; aber das kann ich Euch sagen — die fremde Sängerin, Katherlany, hatte bessere Manieren! „Mastere Mor Ogere — sagte sie freundlich und herzlich, als wär' sie in Ireland geboren und gezogen, obgleich sie ein wenig ausländisch sprach — Sie sein mir sehr wilkomm!“ Und dann mußte ich Platz nehmen und ihr einen echten irischen Zig vorspielen. Das that ich denn; aber erst, nachdem ich ihr begreiflich gemacht, daß ich kein gewöhnlicher Moortraber von Pfeifer sei, der nichts als einen Zig zu spielen verstehe; sondern daß ich Alles spielen könne, Gandel und Peter Purcel und wie die Parlyvoos alle heißen. Und unter all' den Moratoreys und all' dem Zeug ist doch nichts, was einem Marsch das Wasser reichte, den mein Vater gemacht und womit er einem alten lahmen Oberst wieder auf die Beine geholfen. Und das nimm' ich die Kraft der Musik! Aber sie dachte vielleicht anders und bat mich nicht, ihn zu spielen und vielleicht gefiel er ihr auch nicht; denn am Ende war's eben doch eine Ausländische. Aber als ich ihr eine nach der andern, die schönen alten Weisen hören ließ, deren Lieblich-

keit nie schwach und deren Kraft nie roh ist — da: „Ogere, mein Kleinod!“ ob sie ihr wohl eingingen wie Honigseim! Und: „Halt Mästere Rory Ogere!“ sagte sie mit eins — und nun hättet Ihr hören sollen, der Schatz, wie sie die Weisen wiedergab mit ihrer Engelsstimme klar und rund, ein Ton nach dem andern, wie die Silberglocke, womit die Elfen in der Johannisnacht ihre Kirnnes einläuten. Und dann gleich wieder: „Eine andere, Mästere Ogere!“ Und sobald ich die nächste gespielt hatte, sie gleich wieder mit ihrer Stimme dahinter. Und bei alle dem vergaß sie nicht, den kleinen Jungen hereinrufen zu lassen und ließ ihm aufwarten, wie eine Königin, die sie war. Und dann sagte sie: hätte ich ihr eins gepfeifen, so wolle sie mir jetzt eins singen.“ Darauf schwieg Rory einen Augenblick ganz nachdenklich. „Und weiter, Rory Oge — wie wurde es, Agra?“ — fragte endlich eine lustige Dirne, die offenbar sehr in Gnade bei ihm stand. „Ja, wie ging es weiter? — hob Rory mit einiger Verlegenheit wieder an. — So ging es, daß ich nach einer Weile meine Würde und die Musik von Altireland vergaß ganz und gar, und vor der fremden Sängerin auf die Kniee fiel; und da lag ich, ich wußte nicht wie, noch warum, bis sie fertig war mit Singen. Und, Ihr Mädchen, Ihr werdet es kaum glauben; aber es ist wahr, die Fremde verleidete mir mit ihrem Gesang meine Pfeife! Das that sie, beim Kuckuk! — Es brauchte eine Woche und länger, ehe ich auch nur wieder einen Ton aus meinem Sack herausquetschen mochte. Und das beste war, daß ich ihr einen Geschmack von unseren Weisen gegeben hatte, ehe sie sang, denn hinterdrein hätte ich ihr keinen Ton vorspielen können. Und darnach könnt Ihr Euch denken, was sie war; und wenn Gott mir einen Augenblick nur hätte die Augen geöffnet, damit ich hätte sehen können, ob ihr Gesicht war wie ihr Gesang, ich glaube — die heilige Mutter Gottes wolle es vergeben! — ich glaube aber, ich würde zufriedener sterben, wenn mein Stündlein kommt.“

„Rory Oge — sagte ein hübsches blauäugiges Mädchen, um den Alten wieder auf fröhlichere Gedanken zu bringen, indem sie uns zuwinkte — wißt Ihr noch voriges Jahr, als Ihr eben auf demselben Faß saßet, wo Ihr jetzt sitzt, und nichts hörte, noch merktet, weder die Kauferei der Factionen draußen, noch daß sie Euch fast das Zelt über dem Kopf einrissen, noch irgend was — und wie Ihr die alte Molche Brennan küssen wolltet, weil Ihr meintet, ich sei es, und Cure Frau kam dazu, und — —“ — „Die Eifersucht spricht aus Dir, Peggy, weiter nichts!“ lachte der Alte. — „Nein, nein — aber damals hatte das Blech das Leder noch nicht ganz verdunkelt — darum wart Ihr so übermüthig, Rory, — fuhr der Quälgeist fort. Das war aber dem Pfeifer zu viel, ehe man es sich versah, hatte er seinen Hut nach der Richtung geschleudert, wo die neckende Stimme herkam. „Zum Henker mit allem Blech! — rief er dabei — und ich hoffe, ich erlebe noch das Ende von all' den grölhnden, freischenden, schnarrenden Bagabunden.“ „Nun einmal habt Ihr sie schon tüchtig untergekrigt — bemerkte das Mädchen, um ihren Frieden mit dem Pfeifer zu machen — und das war in der Hauptstraße in Kallaloe, sagen die Leute.“ — „Du bist doch eine brave Dirne, Peggy — sagte der Alte schnell versöhnt — und was wahr ist, bleibt wahr. Ja, in der Hauptstraße von Kallaloe war es, und dort zogen die blechernen Tagediebe heran, die ganze Bande, mit ihrem sächtischen: „Gott erhalte die Königin!“ und der ganze Schweif von Narren hinter ihnen her; und hier stand ich mit meiner armen alten Sackpfeife. Aber, als ich: „St. Patriks Tag“ aufzuspielen begann, recht mit allen Registern, da hättet Ihr sehen sollen, wie bald alles Volk, Groß und Klein, mir zuströmte, daß sie ganz beschämt und begossen abziehen mußten, die fremden Landstreicher!“

Die Erinnerung dieses vereinzelt Triumphes vermochte jedoch unsern Freund Rory nicht lange über den drohenden Untergang der vaterländischen Musik zu täuschen oder zu trösten, und er versetzte uns endlich in eine so sympathetische Stimmung, daß wir nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit von ihm als von dem letzten der Pfeifer Abschied nahmen.

Verlag von F. V. Herbig. — Redacteurs: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Albert.